

Familien dynamik

Systemische Praxis und Forschung

47. Jahrgang
2 | 2022
DOI 10.21706/fd-47-2

Herausgegeben von Jörn Borke, Christina Hunger-Schoppe und Rieke Oelkers-Ax

Psychische Gesundheit als Gemeinschaftsleistung

IM FOKUS

SYMPA

... als revolutionäre Kraft in der
Psychiatrie

... bei Menschen mit Intelligenz-
minderung

SEITEN-BLICHE

Vorsicht, Diskriminierung!

Genogramme in Beratung und
Therapie

AUS DEM FELD

VT meets ST



Kurz vor Schluss

DOI 10.21706/fd-47-2-167

Mentoring

Kurt Lüscher, Bern

Seit einiger Zeit häufen sich in Betrieben, in Verwaltungen, in Schulen und Hochschulen die Appelle für sogenannte Mentoring-Programme. Sie dienen dazu, die Bildungs- und Berufschancen von Angehörigen sozialer Minderheiten zu verbessern. Neuerdings werden sie zur Frauenförderung empfohlen. Traditionell ist das Thema allerdings einseitig geschlechtergeprägt. Das zeigt die Geschichte des Begriffs, der seine Wurzeln in der griechischen Mythologie hat: Ein gewisser Mentor wurde von Odysseus als Berater seines Sohnes Telemachos eingesetzt, als er in den trojanischen Krieg aufbricht.

Mittlerweile werden in den einschlägigen Einträgen im Internet mehrere Formen von Mentoring abgehandelt. Dazu gehören nebst dem üblichen Tandem aus einem älteren, erfahreneren Menschen mit einem jüngeren, lernenden u. a. auch das »Peer-Mentoring«, das »Wo-Mentoring« (von Frauen für Frauen) und das Online-Mentoring. Eine Deutsche Gesellschaft für Mentoring setzt sich für Qualitätsstandards und Evaluation ein, hat ein Zertifizierungsverfahren entwickelt und kürt den Mentor und die Mentorin des Jahres. Das alles trägt den Stempel einer Rekrutierung von personellen Ressourcen mit dem Ziel, Effizienz zu steigern. Nicht von ungefähr prägen Amerikanismen das Vokabular. Es liegt nahe, von einem *funktionalen Mentoring* zu sprechen. Es scheint eng dem sogenannten Coaching verwandt.

Demgegenüber möchte ich auf ein Erleben und Gestalten sowie ein Verständnis hinweisen, für das mir die Bezeichnung *biografisches Mentoring* treffend scheint. Ich beziehe mich vorab auf Gespräche mit Bekannten und Freunden, die angesichts ihres Alters Rückblick auf ihr Leben halten. Oft kommt dabei die Rede auf Menschen, die an einem biografischen Wendepunkt oder in einer kritischen Lebensphase ältere Wegbegleiter waren. Dabei ging es nicht nur darum, erfahrungsbezogenes Wissen zu vermitteln. Mit im Spiel war eine individuelle, also subjektive Wertschätzung, die das Selbstvertrauen förderte, den Horizont für neue Möglichkeiten persönlicher Entwicklung weitete und sich in der Folge als nachhaltig erwies, unter Umständen das Leben in neue Bahnen lenkte.

Dafür gibt es viele Beispiele: Der Volksschullehrer, der dem Arbeiterkind besondere Fähigkeiten attestierte und es in der Folge individuell förderte. Die Kollegin, die aus eigener Erfahrung mit Nachdruck ein weiterbildendes Studium anmahnte. Der prominente Wissenschaftler, der den Zugang zu seinesgleichen eröffnete. Der Sammler, der an das Talent des jungen Künstlers glaubte und mit Ankäufen unterstützte. Meistens verbindet sich das, was hier lediglich mit Stichworten umschrieben wird, mit farbigen Erinnerungen.

Die Beispiele bieten keine eigentliche Definition, doch sie verweisen auf ein Verständnis einer sozialen Rolle,

für die sich die Bezeichnung »Mentor« oder »Mentorin« in einem nicht funktionalistischen, sondern phänomenologischen, lebensprägenden, also biografischen Sinne anbietet. Bisweilen zeigt sich überdies, dass aus der Mentor-Beziehung allmählich eine Freundschaft entstanden ist. In anderen Fällen hat sie den Charakter des Episodischen, ist in dessen dennoch prägend. Die Rolle hat einen pädagogischen Einschlag, jedoch unter Verzicht auf Disziplinierung.

In meinen Gesprächen machte ich überdies eine überraschende Beobachtung. Ich traf auf Menschen, die über viele und reichhaltige Mentor-Erfahrungen berichteten, und auf andere, die sich auf keine besinnen konnten oder wollten. Was besagt dies über das eigene Selbstverständnis? Und auch dies kam zur Sprache: Dass es in einer wichtigen Lebensphase hilfreich gewesen wäre, einen Mentor oder eine Mentorin gehabt zu haben.

In der Luft liegt die Umkehr der Frage: War ich – oder bin ich – Mentorin oder Mentor für jemand anderen? Welche Einsichten sind, welcher Gewinn ist damit verbunden? Inwiefern ist Mentoring ein Geben und Nehmen? Oder auch: Wie ganz anders oder eben verwandt sind therapeutische Beziehungen dem Mentoring?

Mentorin und Mentor haben oft wichtige Rollen in *biografischen Übergängen* der Beteiligten. Die Frage nach Mentoring-Erfahrungen in der einen oder anderen Rolle kann ein Anstoß sein, sich auf den eigenen Lebenslauf zu besinnen – und zwar anders, als es das Muster meint, das sich in der (auch in der Literatur verbreiteten) Redensart zeigt: »Wenn ich nochmals von vorne beginnen könnte, würde ich alles genau gleich machen.« Ich meine: Das Thema bietet einen besonderen Blick für die Zufälligkeiten des eigenen Lebens, für das Kontingente der menschlichen Existenz und für mitmenschliche Angewiesenheit – auch und gerade in gegenwärtigen Zeiten *gesellschaftlicher Übergänge* und geballter Ungewissheiten.